Bazar.
Pulver
Bazar.

fand; dann ein großes Essen mit viel jungen Offizieren, die jetzt alte Majors sind, und schlemmenden alten Herrn mit Ordenssternen, die von den Würmern verzehrt sind. Und wenn man mich als gesättigt vom Tisch geschickt hatte, so nahm mich die Kammerjungfer in Empfang, um mir mit beiseite gebrachten Caviar, Paisers u. dgl. den Magen gründlich zu verderben. Was stahlen doch alle diese Domestiken. Meine Mutter war eine schöne Frau, die äußere Pracht liebte, von hellem, lebhaftem Verstande, aber wenig von dem, was der Berliner Gemüt nennt. Sie wollte, daß ich viel lernen und viel werden sollte, und es schien mir oft, daß sie hart, kalt gegen mich sei. Was eine Mutter dem Kind wert ist, lernt man erst, wenn es zu spät, wenn sie tot ist; die mittelmäßigste Mutterliebe, mit allen Beimischungen mütterlicher Selbstsucht, ist doch ein Riese gegen all: kindliche Liebe. Meinen Vater liebte ich wirklich, und wenn ich nicht bei ihm war, faßte ich Vorsätze, die wenig standhielten; denn wie oft habe ich seine wirklich maßlose und interessierte gutmütige Zärtlichkeit für mich mit Kälte und Verdrossenheit gelohnt. Und doch kann ich die Behauptung nicht zurücknehmen, daß ich ihm gut war im Grunde meiner Seele. — Ueber Glaubenssachen habe ich mit meinem Vater nie gesprochen; sein Glaube war wohl nicht der christliche: er vertraute so auf Gottes Liebe und Barmherzigkeit, daß ihm alles andere als dieses Vertrauen überflüssig schien. Von der Religion meiner Mutter erinnere ich nur, daß sie viel in den „Stunden der Andacht" las, über meine pantheistische Richtung und meinen gänzlichen Unglauben an Bibel und Christentum oft erschrocken und zornig war. Zur Kirche ging sie nicht, und hielt viel von Swedenborg, der Seherin von Prevorst und Mesmerischen Theorieen, Schubert, Justinus Kerner. Eine Schwärmerei, die in seltsamem Widerspruch zu ihrer sonstigen kalten Verstandesklarheit stand. Christlich in dem Sinne, wie wir es verstehn, war soviel ich weiß, auch ihr Glaube nicht. Weißt du, was ein friesischer Häuptling bei seiner Taufe sagte? Er fragte den Geistlichen, ob seine unglaubigen Vorfahren denn wegen dieses Unglaubens in der Verdammnis seien; auf die bejahende Antwort weigerte er, sich taufen zu lassen, denn wo sein Vater sei, wolle er auch bleiben. Ich führe das nur so historisch an, ohne es auf mich anzuwenden.

*

(Durch einen Tunnel zum Nordpol.) Das ist das Neueste, was ein erfinderischer Geist — und diesmal ist es nicht der eines Amerikaners — ersonnen hat. Mit Ausnahme des unglücklichen Andree haben alle Forscher den Weg zum Nordpol in Booten und Schlitten zu erreichen versucht. Der Plan, zum Nordpol durch eine gigantische Ingenieurthat. Durch einen Eistunnel zu gelangen, stammt von Kapitän Louis Lonnette, der früher der französischen Marine angehörte und bereits zu den arktischen Forschern von Ruf gehört. Der Tunnel soll durch Regionen gelegt werden, in denen das Eis niemals schmilzt, und er soll nach dem bekannten Vorgehen der Eskimos ausgeführt werden, die das Eis zu Bauzwecken verwenden. Wenn man einen Moment annimmt, daß dieser Plan wirklich ausgeführt wird, so wäre nicht zu bezweifeln, daß der Tunnel selbst ein so dauerhafter Bau wäre, wie nur einer aus Ziegeln und Mörtel. Der originelle Kapitän betont, daß Eis zu diesem Zweck das billigste und bestmöglichste Material ist, und glaubt fest daran, daß ein Tunnel aus dicht zementierten Eisblöcken, der elektrisch beleuchtet wird, einen Weg zu dem Pol darstellen würde, der ganz vor den Elementen geschützt und sogar für alle Zeiten zugänglich sein würde. Man hätte also eine ständige Verbindung mit dem Nordpol! Da der Vorschlag von einem Mann ausgeht, der sich in seinem ganzen Leben als sehr praktisch erwiesen hat, sollte man ihn vielleicht nicht mit dem nachsichtigen ungläubigen Lächeln aufnehmen, das man beim Plan eines bloßen Träumers haben würde. Die Idee kam Kapitän Lonnette während seiner letzten Forschungsreise durch das nördliche Alaska, die sich über ein weites Gebiet der Polarzone erstreckte. Ein Londoner Blatt will sogar wissen, daß schon ein Komitee zur Prüfung des Planes von einigen einflußreichen geographischen Gesellschaften im Falle des Versuchs einen Stab von Ingenieuren, Elektrikern, Feldmessern und Gelehrten brauchen, außerdem eine Abteilung geschickter Newyorker Eisarbeiter, die den Eispflug und die Axt handhaben können, und eine Anzahl italienischer Arbeiter. Sie würden in einem passenden Schiff so weit als möglich nordwärts fahren, und von dort würde die Expedition während des kurzen Sommers so schnell als möglich über die Grenze der Region des ewigen Eises eilen. Dort würde die eigentliche Arbeit der Expedition beginnen. Boden, Dach und Wände des Tunnels zum Nordpol würde aus Eis sein, die innere Breite 11 Fuß und die Höhe 9 Fuß betragen; die Wände sollen 6 Fuß dick und aus Blöcken gebaut werden, die 2 Fuß lang, $1^1/_2$ Fuß breit und 1 Fuß dick und durch eine Salzmischung verbunden wären. In der Form würde der Tunnel einem Bogen gleichen, und mit dem Fortschreiten der Arbeit der Eisleute würden die Elektriker folgen, in nicht zu langen Zwischenräumen Lampen anbringen und die Drähte an der Seite des Tunnels unter dem Eis entlang ziehen. Darnach würden Nahrungsmitteldepots, Reparatur-Werkstätten, Telephonstationen, Hundehütten und was sonst noch nötig ist an passenden Punkten aufgeschlagen werden. Der Plan ist jedenfalls originell und, wird hinzugefügt, in Wirklichkeit gar nicht einmal so teuer, da eben durch die einmalige Ausgabe die dauernde Verbindung mit dem Nordpol statt der vielen auch kostspieligen einzelnen Reisen erzielt wäre.

*

(Ein amüsantes Abenteuer hatte König Leopold von Belgien) dieser Tage, als er mit seinem neuen Automobil in Brüssel ausfuhr. Er kam durch die Avenue de Tervueren, da sauste plötzlich ein Radfahrer an seinem Automobil vorbei und rief ihm zu: „Polle! (ein Deminutivum von Leopold) wer zuletzt nach Quatre-Bras kommt, zahlt die Getränke!" und damit setzte er noch kräftiger ein. König Leopold verstand die Herausforderung sehr gut und lachte, und obwohl sein Adjutant über diese Respektlosigkeit aufs höchste entsetzt war, ging er mit voller Fahrt los, und es dauerte auch nicht lange, bis er den Radfahrer drückte. Der letztere setzte alle Kraft ein, mußte aber bald, völlig „ausgepumpt", aufgeben. Der König sah sich immer noch von Zeit zu Zeit um und hielt auch in Quatre-Bras, um die verheißenen Getränke in Empfang zu nehmen, aber der Radfahrer hatte es vorgezogen, sich zu drücken.

*

(Eine Ehelotterie.) Ein griechischer Philanthrop, der vor einiger Zeit in Korfu gestorben ist, hat eine ziemlich beträchtliche Summe für eine Stiftung ganz neuer Art hinterlassen. Es handelt sich um eine Lotterie, deren Nummern arme junge Mädchen repräsentieren, die sich eines tadellosen Rufes erfreuen; eine gewisse Anzahl von ihnen, deren Nummern gezogen werden, erhalten eine Mitgift, die sie zur Anschaffung ihrer Aussteuer verwenden können. In jedem Jahre läßt das zu diesem Zweck ernannte Komitee, an dessen Spitze der Erzbischof der Insel steht, in den Zeitungen ankündigen, wieviel Plätze frei sind und wieviel Kandidatinnen also untergebracht werden können. Darauf stellen sich die Bewerberinnen vor, es werden genaue Erkundigungen über sie eingezogen, und wenn das Ergebnis derselben günstig ist, so erhalten sie ihre Nummern. So wäre die Lotterie also zu einer moralischen Institution erhoben.

Humoristisches.

(Sie weiß Rat.) Tourist (in der Sommerfrische zum Wirt): „Bitte geben Sie mir Tinte, ich möchte einen Brief schreiben!" — Wirt: „Tinte is bei uns net zu habe!" — Wirtin: „Geh, Alter, gieb do dem Herrn a Stückl Kreide!"

(Dauerhaft.) Vater: „Was, schon wieder ein neuer Anzug? Weißt du, wie lange ich früher meine Anzüge getragen habe? Zehn Jahre, bis sie eng wurden, und dann habe ich eine Entfettungskur durchgemacht und sie noch mal fünf Jahre getragen!"

(Weltweisheit.) „Wie haben Sie es nur angefangen, um sich diesen ungeheuren Reichtum zu erwerben und zu erhalten?" — „Sehr einfach, verehrter Freund: als ich arm war, sagte ich, daß ich reich, und als ich reich war, sagte ich, daß ich arm wäre!"

(Abfälliges Urteil.) Tante: „Nun, Lieschen, wie war's denn an dem musikalischen Abend bei Geheimrats?" — „Backfisch: „Ach Tante, dort gab's ja nur Lieder ohne Torte!"

(Naiv.) „Dieser Stern ist so weit entfernt, daß eine Kanonenkugel mehr wie tausend Jahre gebrauchen würde, bis sie hingelangt!" — „Aber, Herr Professor, warum soll denn der Stern beschossen werden?"

Nr. 48. 1900

Der Erzähler.

Beilage zur „Gummersbacher Zeitung."

Gummersbach, Druck und Verlag von Friedrich Luyken, verantwortlicher Redakteur: Carl Luyken.

Eine Jugenderinnerung.

Von Frédéric Févr (Mitglied der Comédie-Française.)
Deutsch von Wilhelm Thal.

I.

Vor einigen Jahren war ich bereits Mitglied der Comédie-Française.

Eines Tages hatte ich die Ehre, in Gesellschaft des Grafen R., der damals Gesandter in Frankreich war, einen Spaziergang zu machen, als ich zu meiner großen Bestürzung auf dem Bock eines Landauers, dessen Gespann die Blicke der Kenner auf sich zog, einen prächtigen Kutscher mit stattlichem Schnurrbauch erblickte, der mich fortwährend in der freundschaftlichsten Weise grüßte.

Der Diener, der am Wagenschlag stand, und einige Worte mit seinem Kameraden gewechselt hatte, beeilte sich, seinem Beispiel zu folgen.

Ich warf einen raschen Blick auf den Gesandten; das kleine Manöver war ihm nicht entgangen. Nachdem er den Kutscher überrascht betrachtet, wandte er sich lächelnd zu mir und sagte:

„Gilt das Ihnen?"

Ich gestehe, daß ich ein wenig rot wurde, dann wandte ich mich plötzlich um, nahm meinen Hut ab und gab dem Kutscher seinen Gruß zurück.

„Ja, Excellenz, es galt mir. Und um mich für ein Zögern zu bestrafen, das ich mir zum Vorwurf mache, gestatten Sie, daß ich Ihnen eine kleine Geschichte erzähle."

Und nun erzählte ich ihm, während wir die Rue de Rivoli hinuntergingen, folgende kleine Geschichte aus bösen Tagen.

II.

Zu jener Zeit gehörte ich dem Odéontheater an, welches mit einer seltenen Regelmäßigkeit seine Pforten am 30. Juni schloß und erst nach dem ersten Oktober wieder öffnete.

Vier Monate Schluß ohne Gage — das war ein schwieriges Problem, das ich da zu lösen hatte. Wenn diese schreckliche Zeit kam, so dachte ein jeder mit Grauen daran, wie er seine Tage am lukrativsten hinbringen konnte. Leider waren die Gastspiele damals noch nicht erfunden.

Um die Wiedereröffnung zu erwarten, mußte man zu den unglaublichsten Mitteln seine Zuflucht nehmen; einer unserer Kameraden ließ sich den Bart wachsen und wurde Verkäufer in einem Hutladen.

In jenem Jahre hatte ich, als der kritische Moment gekommen war, bei braven Leuten Pension genommen, es waren Elsässer, die in Montmorency einen Gasthof hielten. Einen Monat hindurch hatte ich reichlich alles gehabt, was man zum Leben braucht, wohlverstanden mit Ausnahme des Taschengeldes.

Um die Zeit zu töten, machte ich lange Spaziergänge durch das Gehölz, studierte das Eröffnungsstück, und lebte so gut oder so schlecht es ging. Ich erinnere mich, daß ich eine tiefe seelische Erschütterung erfuhr, als ich eines Tages während meines Aufenthaltes in Montmorency auf dem Wege nach dem Jagdschlosse ein kleines 10-Sousstück fand, dieser Schatz hielt sich ungefähr 14 Tage.

Doch es kam der September; ich mußte nach Paris zurück.

III.

Ich bewohnte damals in der Rue Saint-Sulpin in einem prächtigen Hause ein kleines Zimmer, das auf den Hof hinausging.

An einem schönen Augusttage konstatierte ich um siebeneinhalb Uhr, daß ich nicht gefrühstückt hatte, und dasselbe Motiv, das diese Vergeßlichkeit verursacht hatte, raubte mir jedenfalls auch die Hoffnung auf das Diner, wenn der Himmel mir nicht einen bekannten oder unbekannten Wohlthäter schickte.

Doch dieser Wohlthäter kam nicht, und ich verbrachte eine traurige Nacht. Am nächsten Tage machte ich mich auf den Weg, doch um diese Zeit des Jahres hatte alle Welt, Freunde, Verwandte, Paris verlassen.

Selbst mein Freund, der Verkäufer im Hutladen, hatte seine Stellung verlassen, ohne seine Adresse anzugeben.

Traurig kehrte ich nach Hause zurück.

Alle Leute, denen ich begegnete, erschienen mir so lebensfroh! Ich sah sogar welche, die sich in bekannten Restaurants an kleinen Tischen niederließen, deren Gedeck allein schon eine Herausforderung war.

Mutlos, ermüdet, hungrig kehrte ich nach Hause zurück.

IV.

Die Nacht war hereingebrochen . . .

Im Augenblick, da ich mein Fenster schloß, wurde ich meinem Stumpfsinn durch eine Stimme entrissen, die mir von einem gegenüberliegenden Fenster fröhlich zurief:

„Guten Abend, Nachbar, haben Sie gespeist?"

Ich beugte mich aus dem Fenster, um zu erfahren, wer der Neugierige wäre, der, ohne es zu ahnen, die schmerzlichste Stelle meines Ichs berührt hatte.

Entsetzlich; es war ein ganz weißgekleideter Küchenchef!

Ich muß gestehen, dieser Mann erschien mir bildschön, und ich erwiderte stotternd:

„Noch nicht!"

„Nun gut," versetzte der andere, trinken Sie einen Absinth, und in einer Stunde, wenn sie unten fertig sind, können Sie mit uns speisen."

Ich schwärmte nicht für den Absinth und lehnte ab.

„Ach, so kommen Sie doch," fuhr der weiße Mann fort, „es wird eine Menge guter Sachen geben, das heißt, in einer Stunde!"

Ich fiel auf meinen Stuhl zurück, und die Gegenstände fingen an, mir vor den Augen hin- und herzutanzen.

Der Hunger ist etwas schreckliches, und ohne es zu ahnen, stand ich im Begriff, die Hauptrolle in dem „Roman eines armen jungen Mannes" zu durchleben, die ich einige Zeit darauf im Vaudeville-Theater spielen sollte.

Ich begriff sehr wohl, daß ich in einer Stunde speisen konnte, doch in welcher Gesellschaft!

Nun spielte sich in mir ein verzweifelter Kampf zwischen der Konvenienz und meinem armen Magen ab.

„Schließlich sind es brave Leute," sagte ich mir.

In diesem Augenblick empfand ich einen heftigen Schmerz, und der Schwindel erfaßte mich, ich versuchte aufzustehen und ging nun aufgeregt im Zimmer hin und her.

„Niemand wird es erfahren," sagte ich mir, „und außerdem

— was thut das? In einigen Tagen werde ich es möglich machen, meine Schuld zu bezahlen, und wenn erst das Theater wieder eröffnet wird, werde ich allen Freibillets zum Odéon geben."

Ich weiß ja allerdings, daß das nicht sehr freundschaftlich gedacht war, doch was thut man nicht, wenn man Hunger hat?

Zwei Schläge an die Thür machten mich darauf aufmerksam, daß die Stunde verflossen war; ich öffnete und folgte schweigend meinem Führer.

V.

Wir traten ein.

Es war eine große Küche im dritten Stock; die Gemächer der Herrschaften befanden sich im ersten.

In dieser des Lukullus würdigen Küche sangen Kasserolen aller Arten in warmen, kräftigen Tönen den Hymnus der Feinschmeckerei.

In der Mitte des Raumes stand ein Küchentisch, der sorgfältig mit einem weißen Tischtuch gedeckt war. Im ganzen zählte ich sechs Kouverts.

Mein Wohlthäter, den die Vorsehung für mich ausgewählt hatte, stellte mich seinen Kameraden vor.

„Das ist der Nachbar," sagte er zu ihnen, „der Künstler." Sie verbeugten sich, und man setzte sich zu Tische.

Ein Platz war leer geblieben.

„Auf Felix wollen wir nicht erst warten, essen wir," sagte mein freundlicher Wohlthäter.

Was von diesem Augenblicke an mit mir vorging, weiß ich incht. Ich erinnere mich nur an ein fürchterliches Mahl, in welchem Schüsseln auf Schüsseln folgten, und auf dem ich seltsame Reden, eine ganz neue Sprache kennen lernte! Ich meinerseits suchte meine Zeche zu bezahlen, indem ich eine Geschichte erzählte und Verse deklamierte — klassische Verse! Gott verzeih' mir die Sünde!

Das machte aber keine Wirkung, ich fühlte, ich hatte nicht den richtigen Ton getroffen und deklamierte nicht weiter.

In diesem Augenblick erinnere ich mich nur, daß man eine gallonierte Persönlichkeit, die eben eingetreten war und in ihren Armen mehrere Flaschen Wein hielt, mit lautem Hurrah begrüßte.

„Wie weit sind sie denn unten?" fragte der Küchenchef.

„Sie sind im Rauchzimmer, man nimmt den Kaffee; wir haben eine gute Stunde für uns; benutzen wir sie!"

Sie benutzten Sie auch, und ich ebenfalls; aber gehörig.

VI.

Als ich die Augen aufschlug, lag ich in meinem Bett; es war heller, lichter Tag, und ich hatte fürchterliche Kopfschmerzen.

Mein Portier hatte während meines Schlummers einen sorgfältig versiegelten Brief auf meinen Tisch gelegt; es war ein Geldbrief. Ein Freund hatte meinen dringenden Hilferuf gehört; ich war gerettet!

Nach einigen Tagen fühlte ich, daß ich den Sympathiebezeugungen, die meine zu liebenswürdigen Nachbaren mir noch immer bewiesen, ein Ende machen mußte, und nachdem ich mich ihnen für ihre Freundschaftsdienste dankbar erwiesen, zog ich aus."

VII.

„Das ist die Geschichte, Excellenz, dieser Kutscher, der mich da eben gegrüßt, war einer der Gäste des „Familienfestes", das ich Ihnen da eben beschrieben habe.

Der Gesandte sah mich einige Augenblicke schweigend an; er schien eine gewisse Rührung zu empfinden; dann sagte er in ernstem und sanftem Tone:

„Wie kindisch doch die Menschen sind! Gewiß haben Sie recht gethan, diesen Kutscher zu grüßen und wenn es Ihnen ein bischen hart vorgekommen ist; so geschah das meinetwegen, nicht wahr? Aber ich verstehe Sie recht gut! Nur eins will ich Ihnen sagen, das gilt für's Leben wie für die Politik: man muß immer seine Dankesschuld bezahlen!"

Das Telephon als Detektiv.

Kriminal-Novelette nach dem Englischen von Wilhelm Thal.

I.

„Apropos, da wir gerade von Bankdieben sprechen," sagte mein Freund Inkster, der Detektiv. „Habe ich Ihnen schon erzählt, wie ich einmal einen mit Hilfe einer Telephonistin gefaßt habe? Nein? also hören Sie die Geschichte!"

„Klinglingling" geht es eines Tages in einem Bankhause in Liverpool.

„Wer da?" fragt der junge Mann am Apparat.

„Mister Silverton, von Silverton Sohn & Comp., Princes-London," lautete die Antwort. „Ist Mister Golden da?"

„Jawohl," versetzte der junge Mann.

„Ach, rufen Sie ihn doch gleich an den Apparat," fährt Mister Silverton fort.

„Hier Golden, was wünschen Sie, Silverton?"

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie stören muß, aber ich brauche Ihren Beistand. Einer meiner tüchtigsten jungen Leute, Cecil Hampton, ist auf Urlaub gegangen, und da in der Kasse eine große Summe fehlt, so fürchte ich, er ist uns durchgegangen."

„Ja, was kann ich denn dazu thun? fragt Golden.

„Unter den Banknoten," erwiderte der Londoner Bankier, „befinden sich zwei Tausendpfundnoten, und da Hampton in den Vereingten Staaten Verwandte hat, so nehme ich an, daß er sich dorthin wenden wird. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er in Ihrer Bank vorspricht, Ihnen irgend eine Geschichte erzählt, und Sie bittet, ihm für die Banknoten bares Geld auszuzahlen."

„Aha, ich soll ihn also sofort verhaften lassen?" unterbrach Mister Golden.

„Nein, nichts dergleichen," entgegnete Silverton schnell. „Sie sollen ihn in Ihr Privatkomptoir führen, ihm ins Gewissen reden und 500 Pfund auszahlen. Bitte, unterbrechen Sie mich nicht. Sagen Sie ihm, er solle das Land verlassen und versuchen, ein ehrliches Leben zu beginnen. Sagen Sie ihm auch, er verdankte es nur der geachteten Stellung, der sich sein Vater in der Finanzwelt erfreut, wenn ich so gegen ihn verfahre. Ich will die Familie nicht wegen des leichtsinnigen Streiches ihres Sohnes unglücklich machen. Sagen Sie mir auch nicht, ich begehe eine Dummheit, denn ich bin dem Vater so verpflichtet, daß ich den Sohn nicht ins Gefängnis bringen lassen kann."

„Ist das auch die Meinung Ihrer Associes?" fragte Mister Golden.

„Nein, sie wissen noch nichts von der Sache, doch wenn sie es thäten, so würden sie gewiß meiner Ansicht beipflichten. Ich werde Ihnen die 500 Pfund zugehen lassen, und wollen Sie mich vorläufig, bis Sie das Geld erhalten, für diesen Betrag und Ihre etwaigen Kosten belasten."

„Schön," erklärte Golden schließlich, „ich werde Ihren Wunsch erfüllen, und, wenn der Durchgänger zu uns kommt, genau nach Ihrer Instruktion handeln. Doch geben Sie gefälligst eine Beschreibung des Mannes, damit kein Irrtum vorkommen kann, ich werde dann meine Angestellten entsprechend instruieren."

„Besten Dank, lieber Golden," versetzte der Londoner Bankier, „ich wußte, ich konnte mich auf Sie verlassen. Der Defraudant ist ungefähr 5 Fuß 10 Zoll groß, 25 Jahre alt, sieht aber eher wie 30 aus, blasses, ovales Gesicht, sehr dunkles Haar und kurzgeschnittener Bart. Er hinkt ein bischen auf dem linken Fuß, weil er sich das Bein in einer Jugend einmal gebrochen hat."

„Das ist eine sehr genaue Erklärung, und wir werden ihn daran sicherlich erkennen," erwiderte Golden. „Ich werde Sie anklingeln, wenn er hier gewesen ist, und Ihnen Bericht erstatten."

„Ach, bitte, thun Sie das nicht," versetzte Silverton, „denn ich fahre heute nachmittag nach Brighton und werde ein oder zwei Wochen dort bleiben. Ich werde Ihnen heute oder morgen mitteilen wo ich wohne, dann können Sie mir nach der angegebenen Adresse schreiben. Ich danke Ihnen noch vielmals. Adieu."

„Guten Morgen, Schluß," erwiderte Golden, und die Unterredung war zu Ende.

Mister Golden gab seinen sämtlichen Angestellten ein genaues Signalemnt des Defraudanten, und richtig erschien zur Mittagszeit, als es in dem Bankhause ziemlich still herging, ein Fremder, der einen Kommis bat, ihm zwei Tausendpfundnoten in Gold umzuwechseln.

„Ich komme von der Firma Silverton und wechsele die Scheine im Auftrage der Firma selbst um."

„Sehr wohl, mein Herr," versetzte der Kommis, „wollen Sie gefälligst quittieren."

Als Hampton seinen Namen auf die Banknoten geschrieben hatte, gab der Kommis einem Lehrling ein Zeichen und ließ den Chef holen. Bald darauf erschien Mister Golden und sagte, sich zu dem Fremden wendend:

„Haben Sie die Güte, sich in mein Privatkomptoir zu bemühen, Mister Hampton, ich habe mit Ihnen zu sprechen. Versuchen Sie nicht zu entwischen, denn es ist ein Polizeikommissar im Hause, der jeden Fluchtversuch von Ihrer Seite verhindern wird."

II.

Als sich die Thür des Privatkomptoirs hinter den beiden Männern geschlossen, sank der Fremde auf den nächsten Stuhl und verbarg sein Gesicht in den Händen.

„Junger Mann," sagte der Bankier, „Sie sind auf einem schlimmen Wege, Sie haben nicht nur verbrecherisch, sondern auch recht unklug gehandelt. Als Sie der Versuchung nachgaben und die Banknoten entwendeten, da ahnten Sie nicht, daß sie sobald vermißt werden würden. Sie ahnten auch nicht, daß man an die Bank telephonieren würde, wo Sie die Noten voraussichtlich umtauschen würden, und daß wenige Stunden nach Ihrem Verbrechen, nicht nur Sie selbst, sondern Ihre ganze Familie entehrt und ruiniert sein würde. Sie haben es nur dem letzteren Umstande zu verdanken, daß Mister Silverton mich ersucht hat, Ihnen diese Rolle mit 500 Pfund in Gold für die Banknoten auszuhändigen. Er stellt nur die einzige Bedingung, daß Sie England sofort verlassen und im Ausland wieder ein ehrliches Leben beginnen. Bleiben Sie dagegen in England, so werden Sie verfolgt werden, und das Endresultat können Sie sich wohl denken. Nehmen Sie die Bedingung an?" fügte er hinzu.

„Ja, mein Herr," erwiderte Hampton, „ich bin Mister Silverton sogar sehr dankbar. Ich empfinde über das, was ich gethan habe, aufrichtige Reue, und mit Hilfe dieser Summe, die ich übrigens nur als ein Darlehn betrachte, werde ich mich ehrlich durchs Leben zu schlagen wissen." Mister Golden händigte die Rolle dem jungen Manne ein und erhielt dafür die Noten, die er genau mit der Liste der entwendeten Noten verglich, die ihm Mister Silverton telephonisch mitgeteilt hatte.

Golden begleitete Hampton bis zur Thür, schüttelte ihm die Hand und wünschte ihm für seinen fernern Lebenslauf alles Gute.

„Sie werden nun fragen, was ich mit der Sache zu thun habe?" meinte Inkster, mich lächelnd anblickend. „Ja, ich kam auch ganz zum Schluß, und mir war sozusagen der Schlußeffekt vorbehalten."

In dem Telephonbureau saß ein sehr kluges, hübsches, aber auch sehr neugieriges junges Mädchen am Apparat, das zufällig die ganze Unterhaltung mit den beiden Bankiers mit angehört hatte. War es nun wieder Neugier, oder lag dem etwas anderes zu Grunde, jedenfalls klingelte sie den Londoner Bankier an und fragte ihn, ob er auch alles verstanden hätte, als er sich mit seinem Geschäftsfreunde in Liverpool unterhielt. Die Bankiers waren über diese Frage sehr verwundert und erklärten, sie hätten an diesem Tage überhaupt nicht mit Liverpool gesprochen.

„Ich muß mich wohl in der Nummer geirrt haben," versetzte sie schnell, „entschuldigen Sie, daß ich Sie gestört habe!"

Dann klingelte sie das Detektivbüreau an, in welchem ich angestellt war und erzählte die Unterhaltung des angeblichen Bankiers dem Chef, der lachend zu mir sagte:

„Hier haben Sie ja Ihren langgesuchten Fälscher Inkster, und das verdanken Sie nur der kleinen Telephonistin."

„Ich befand mich nämlich kurz vorher in Liverpool, um eine äußerst gefährliche Fälscherbande zu verhaften," schaltete Inkster ein.

„Ich richtete mich nach den Angaben der Telephonistin, warf mich in eine Droschke und fuhr schnell nach dem Bankhause. Ich kam zur rechten Zeit, denn gerade, als ich vor der Thür anlangte, trat Hampton heraus und lief mir sozusagen in die Arme.

Die Banknoten waren natürlich sehr geschickte Fälschungen, und Hampton wäre sehr anständig bezahlt worden, wenn er 500 Pfund in barem Golde dafür bekommen hätte, doch vorläufig war es ihm nicht vergönnt, den Vereinigten Staaten seinen Besuch abzustatten, denn er wurde zu 6 Jahren Zwangsarbeit verurteilt.

Allerlei.

(Ueber das große Los) plaudert ein liebenswürdiger Mann in der National-Ztg. also: Für viele Lotteriespieler war der vorletzte Freitag ein kritischer Tag ersten Ranges, denn an diesem Tag ist das große Los der preußischen Klassenlotterie herausgekommen. Wohin und auf welchen Glückspilz es gefallen war, erfuhr man durch die Zeitungsnotiz noch nicht. So ist denn wieder einmal für viele alles Hoffen umsonst gewesen. Das Glück ist auch diesmal an ihnen vorbeigegangen und hat das große Los einem anderen, vielleicht einem Unwürdigen, in den Schoß geworfen. Oh, Fortuna ist die unzuverlässigste aller Radlerinnen! So rufen die Leute aus und bedenken gar nicht, wie thöricht sie sprechen. Sie sollten froh sein, daß sie noch weiter hoffen können, und das werden sie doch thun, wenn sie noch weiter setzen. Und ist es denn überhaupt ein so großes Glück, den Hauptgewinn in der Lotterie zu ergattern? Ja, wenn es geheim bleiben, wenn man es für sich behalten könnte! Aber selbst, wenn sonst alles, das darum weiß, reinen Mund hält, wer bürgt einem dafür, daß man selbst nicht in einer schwachen Stunde sein Glück verrät. Ist das aber geschehen, so ist man natürlich verloren. Man wird sich vor Glück Wünschenden und um Unterstützung Nachsuchenden nicht mehr zu retten wissen und muß in spätestens drei Tagen völlig verarmt sein. Das ist aber noch gar nicht das Schlimmste, viel schlimmer noch ist dieses, dem Neide zahlreicher Menschen sich ausgesetzt zu sehen. Dem entgeht man ja schon nicht, wenn man in einer Künstler- oder Dichter-Konkurrenz einen verhältnismäßig kleinen Preis gewinnt, um wie viel mehr wird der darunter zu leiden haben, dem plötzlich vom Geldbriefträger die unverdiente Unsumme von 500 000 M. ins Haus gebracht wird! Aber wenn auch durch keinen anderen etwas davon in die Oeffentlichkeit kommt und man selbst auch am späten Abend sogar seine Zunge zu hüten weiß, ein gutes und ruhiges Gewissen wird man doch nicht behalten. Man wird nicht wagen, eine bessere Zigarre zu rauchen, eine Nummer höher im Preise des Weines zu gehen, wenn man mit anderen am Stammtisch sitzt, oder auch nur sich einen neuen Hut zu kaufen, aus Furcht, daß dann alles herauskommen muß. Und nun hören wir einmal, wie es solchen ergangen ist, die das große Los gewonnen haben! Der eine, der bisher bescheiden gewesen war, wurde von der Großmannssucht angegriffen. Er fing an, seltene Briefmarken zu sammeln, trat in einen Spiritistenklub ein und bewarb sich um ein Reichstagsmandat, kurz, er wurde ein gänzlich unbrauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Ein anderer fing, weil er nicht mehr zu arbeiten brauchte, zu dichten an und ergab sich, als der mit Sicherheit erwartete Lorbeer ausblieb, dem Trunke. Ein dritter, armer Eltern Sohn, aber brav und vorher noch nicht bestraft, ließ, nachdem er das große Los gewonnen, seine arme Braut sitzen und heiratete eine aus der besseren Gesellschaft, die weder ein gutes Herz hatte, noch kochen konnte und nach einem Vierteljahr unter Mitnahme seines ganzen Geldes mit einem jungen Bureaubeamten nach Baltimore abreiste. Am furchtbarsten erging es einem vierten, den der Gewinn des großen Loses zum Geizhals machte. Nachdem er so viel Geld in die Hände bekommen hatte, wollte er immer mehr haben und war unersättlich. Jeden Genuß versagte er sich und hatte kein Mitleid mehr mit anderen. Er endete auf klägliche Weise beim Goldsuchen in Alaska, wo die Bären, in deren Tatzen er schließlich geriet, sich sehr mißbilligend über ihn äußerten, weil nur so wenig noch an ihm dran war. Wenn man nun so etwas hört, muß man doch sagen: die Redensart, daß Fortuna mit Vorliebe einem Unwürdigen ihre höchste Gunst erteile, fällt damit in sich zusammen. Nein, wer das große Los gewinnt, hat es in der Regel auch reichlich verdient. Und damit wollen wir, die auch diesmal wieder leer ausgegangen sind, uns zufrieden geben.

*

(Einer der neuen Bismarckbriefe) giebt uns reizvolle Erinnerungen aus der Berliner Kinderzeit und das treubewahrte Bild der geliebten Mutter:

Heute war der Geburtstag meiner verstorbenen Mutter. Wie deutlich schwebt es mir vor, als meine Eltern in Berlin am Opernplatz wohnten, dicht neben der katholischen Kirche, wenn ich des Morgens durch den Jäger aus der Pension geholt wurde, das Zimmer meiner Mutter mit Maiblumen, die sie vorzüglich liebte, mit geschenkten Kleidern, Büchern und interessanten Nippes garniert